

*Rainer Zimmermann*

## **Widerspiel und Vermählung**

### **Identität und Nichtidentität in der Metapher Zwei Denkbilder Walter Benjamins**

Erschienen in: Metapherngebrauch. Linguistische und Hermeneutische Analysen literarischer und diskursiver Texte. Hg. Helmut Arntzen und Franz Hundsnurscher. Münster/New York 1993. S.161-181.

#### **I.**

Als kurze Vorbemerkung: Jenseits einer konkreten Interpretation ein allgemeineres Verständnis dafür zu entwickeln, was eine Metapher sei, bedeutet zwangsläufig, sich einer Definition zu nähern. Das Prinzip der Definition, die ja Eindeutigkeit behauptet, steht aber dem Prinzip der Metapher kraß entgegen, insofern deren Leistung gerade in der Mehrdeutigkeit besteht. - Deutet sich auf dem sparsamen Niveau dieser ersten Bestimmung aber nicht ebenfalls schon ein definitiver Zugriff an? Hat der Satz in der Festlegung der Metapher auf das Prinzip der Mehrdeutigkeit schon jenes Maß an Fixierung aufgebildet, welches er doch gerade ausgrenzen wollte? Wir glauben, daß jede diskursive Bestimmung sich an ihrer eigenen Metaphorizität irritieren läßt, ein Vorgang, der nicht aus Sprachskepsis resultiert, sondern Reflexion ermöglicht. Insofern ist die Metapher das extremste Paradigma der erkenntnistheoretischen Kontroverse zwischen Natur- und Geisteswissenschaften: Man kann sie nicht erklären, man kann sie nur verstehen. Die beiden Risiken eines allgemeinen Sprechens über die Metapher sind bekannt: Einerseits verfehlt das Sprechen die Metapher, wenn es sich als 'metasprachlicher' Diskurs behauptet und die eigene Metaphorizität nicht bemerkt, andererseits kann es nie enden, wenn es jede seiner Prädikationen wiederum der Interpretation unterwirft. Die Frage ist, ob das Dilemma darin besteht, diesen Zirkel nicht verlassen zu können, oder darin, ihn verlassen zu wollen.

Gegen ein Diktum in Anlehnung an Wittgenstein, daß über die Metapher zu schweigen sei, weil man davon nicht sprechen könne, wäre immer wieder einzuwenden, daß man über die konkrete Metaphorik eines Textes sehr wohl sprechen kann, ja sprechen muß, um diesen zu verstehen. Weil die Interpretation (wenngleich empirisch nicht immer) ihr Sprechen an dem Gegenstand kontrolliert und irritiert, über den zu sprechen sie glaubt, kann sie verbindliche Sätze sagen, ohne den Gegenstand (Text) metasprachlich einzubinden, d.h. zu 'übersetzen'. Wenn sich also in der Konfrontation mit einer konkreten Metaphorik die Chance böte, die beiden oben genannten Risiken zu vermeiden, so wäre erweiternd sogleich zu vermuten, daß das Sprechen über die Metapher gerade dann die besten Ergebnisse erzielen könnte, wenn es sich an der komplexesten Ausformung seines Gegenstandes kontrollierte und irritierte, nämlich an intentional metaphorischem Sprechen, an Literatur.

Inwieweit sich theoretische Erkenntnisse über die Metapher mit der Intention eines metaphorischen Sprechens vermitteln lassen, soll im folgenden geprüft werden. In

einer Umkehrung der regulären Vorgehensweise einer Interpretation soll hier der Versuch gemacht werden, zwei Texte Walter Benjamins mit einem abstrakten Satz der Metapherntheorie zu konfrontieren. Die Texte werden nicht als Exemplifikationen, sondern als Strapazierungen dieses Satzes gelesen. Er lautet: Eine Metapher ist die Identität des Nichtidentischen. Der Satz läßt rhetorische Erklärungsmodelle der Metapher weit hinter sich und bildet insofern bereits eine Spitze der theoretischen Reflexion. In einer dialektischen Wendung läßt er sich zu einem erweiterten, aber nicht sinnfälligeren Verständnis der Metapher höher schrauben: "Die allgemeine Formel für dieses erweiterte Verständnis lautet: Identität von Identität und Nichtidentität. Das Sein, das in der Metapher gedacht wird, muß immer zugleich als Nichtsein begriffen werden. Indem sie sagt, das eine sei das andere, meint sie, daß in der Verschiedenheit als einer Beziehung das eine mit dem anderen zusammengehört, das jenes nur ist, was es ist, im Unterschied zu diesem. Der Unterschied gegen das andere gehört zum einen und in dieser Hinsicht gehören beide zusammen."<sup>1</sup>

Aber auch dieses Verständnis der Metapher als einer Identität von Identität und Nichtidentität unternimmt nicht mehr als den Versuch, einen Begriff durch einen Satz zu ersetzen. Akzeptierte man ihn, wäre der Begriff nur noch Surrogat des Satzes. Wir gehen davon aus, daß man das sprachliche Niveau der Metapher durch Substitutionen grundsätzlich unterbietet. Wie unmetaphorisch sich die Sätze der Metapherntheorie selbst verstehen, wird in der Konfrontation mit einem weiteren theoretischen Satz evident: "In der Metapher jedoch wird die Fraglosigkeit des 'ist' aufgebrochen, die Kopula tritt als der Ort des eigentlichen Rätsels hervor."<sup>2</sup> Dieses Rätsel besteht aber auch für den Satz 'Eine Metapher ist die Identität des Nichtidentischen' und zwänge zu einem introspektiven Verfahren, in dessen Verlauf die Metapherntheorie die Bedeutung des 'ist' aus ihrem eigenen Satz zu ermitteln hätte.

Wir setzen die Reichweite des Satzes geringer an. 'Eine Metapher ist die Identität des Nichtidentischen' wird so nicht als Definitionsversuch, sondern als Strukturierungshilfe für die Interpretation verstanden. Es wird gefragt, was eine Metapher *als* Identität des Nichtidentischen *bedeutet*.

## II.

Im August 1930 beendet Walter Benjamin die Arbeit an dem Zyklus "Nordische See", der am 18. September desselben Jahres in der "Frankfurter Zeitung" veröffentlicht wurde. Der Zyklus besteht aus sechs 'Bildern', die klar voneinander getrennt sind. Ihre Versammlung unter dem Titel "Nordische See" begründet eine Vorbemerkung:

"Die Zeit, in welcher selbst der lebt, der keine Wohnung hat", wird dem Reisenden, der keine hinter sich ließ, ein Palais. Drei Wochen lang reihten seine vom Geräusch der Wogen erfüllten Hallen nordwärts sich aneinander.

---

<sup>1</sup> Jörg Villwock: Metapher und Bewegung. Frankfurt a.M./Bern 1983. (Frankfurter Hochschulschriften zur Sprachtheorie und Literaturästhetik. Bd. 4). S. 329.

<sup>2</sup> Ebd. S. 326.

Möwen und Städte, Blumen, Möbel und Statuen erschienen auf ihren Wänden, und durch ihre Fenster fiel Tag und Nacht Licht.<sup>3</sup>

"Stadt", "Blumen", "Möbel", "Licht", "Möwen" und "Statuen" lauten dann auch die einzelnen Denkbildern vorangestellten Stichworte. Mit dem in dieser Vorbemerkung behaupteten Erscheinen der Stichworte in Form von 'Bildern' an den Wänden des imaginierten Palais' der Reise wird die konzeptionelle Bildhaftigkeit der kleinen Texte hervorgehoben. Die einleitenden Sätze verräumen die Zeit der Reise zu einem Palais, dessen Hallen die Reiseimpressionen bereits als Interieur beherbergen. Der Reisende hat damit schon, insofern ja die 'Bilder' die Wände des Palais' schmücken, seine eigene Impressionalität als einen dekorativen Akt entlarvt und interessiert sich deshalb auch nicht mehr für die Reise, die aus 'Bildern' besteht, die er sich von ihr gemacht hat, sondern für die 'Bilder' selbst, genauer: für die Bedingungen ihrer Bildhaftigkeit. Die Betrachtung eines einzelnen 'Bildes' aus dem Zyklus "Nordische See" ist daher nicht nur zu verantworten, sondern geradezu angeraten, wenn man nicht doch wieder das Disparate der 'Bilder' zur Impression der Reise homogenisieren will.

*Möwen.* Abends, das Herz bleischwer, voller Beklemmung, auf Deck. Lange verfolge ich das Spiel der Möwen. Immer sitzt eine auf dem höchsten Mast und beschreibt die Pendelbewegungen mit, die er stoßweise in den Himmel zeichnet. Aber es ist nie auf lange Zeit ein und dieselbe. Eine andere kommt, mit zwei Flügelschlägen hat sie die erste - ich weiß es nicht: erbeten oder verjagt. Bis mit einem Male die Spitze leer bleibt. Aber die Möwen haben nicht aufgehört, dem Schiffe zu folgen. Unübersehbar wie immer, beschreiben sie ihre Kreise. Etwas anderes ist es, was eine Ordnung in sie hineinbringt. Die Sonne ist längst untergegangen, im Osten ist es sehr dunkel. Das Schiff fährt südwärts. Einige Helle ist im Westen geblieben. Was sich nun an den Vögeln vollzog - oder an mir? - das geschah kraft des Platzes, den ich so beherrschend, so einsam in der Mitte des Achterdecks mir aus Schwermütigkeit gewählt hatte. Mit einem Male gab es zwei Möwenvölker, eines die östlichen, eines die westlichen, linke und rechte, so ganz verschieden, daß der Name Möwen von ihnen abfiel. Die linken Vögel behielten gegen den Grund des erstorbenen Himmels etwas von ihrer Helle, blitzten mit jeder Wendung auf und unter, vertrugen oder mieden sich und schienen nicht aufzuhören, eine ununterbrochene, unabsehbare Folge von Zeichen, ein ganzes, unsäglich veränderliches, flüchtiges Schwingengeflecht - aber ein lesbares - vor mich hinzuweben. Nur daß ich abglitt, um mich stets von neuem bei den ändern zurückzufinden. Hier stand mir nichts mehr bevor, nichts sprach zu mir. Kaum war ich denen im Osten gefolgt, wie sie, im Fluge gegen einen letzten Schimmer, ein paar tiefschwarzer, scharfer Schwingen, sich in die Feme verloren und wiederkehrten, so hätte ich ihren Zug schon nicht mehr beschreiben können. So ganz ergriff er mich, daß ich mir selber, schwarz vom Erlittenen, eine lautlose Flügelschar, aus der Ferne zurückkam. Links hatte noch alles sich zu enträtseln, und mein Geschick hing an jedem Wink, rechts war es schon vorzeiten gewesen, und ein einziges stilles Winken. Lange

---

<sup>3</sup>Walter Benjamin: Nordische See. In: W.B., Gesammelte Schriften. Bd. 4. Hrsg. von Tillman Rexroth. Frankfurt a.M. 1972. S. 383-387, hier S. 383.

dauerte dieses Widerspiel, bis ich selbst nur noch die Schwelle war, über der die unnennbaren Boten schwarz und weiß in den Lüften tauschten.<sup>4</sup>

Das ihn bezeichnende Wort "Möwen" ist dem Text nicht als Überschrift vorangestellt, sondern als Stichwort integriert. Die Anordnung erinnert an einen Lexikon-Artikel, wobei der Unterschied zu einem Bedeutungslexikon schon daran evident wird, daß der Text nicht versucht, Bedeutungen des Wortes "Möwen" diskursiv zu sagen. Es wird vielmehr eine Geschichte erzählt. Am Ende der Interpretation wird zu fragen sein, in welcher Weise die Geschichte das Lemma entfaltet.

Die ersten Zeilen des Textes könnten noch als die Beobachtungen eines schwermütigen oder melancholischen Passagiers gelten, obwohl die Häufung solcher Verben, die sich auf mimetische Prozesse beziehen, bereits auffällig ist ("beschreibt die Pendelbewegungen"; "zeichnet" "in den Himmel"; "beschreiben" "ihre Kreise"). Mit dem Satz "Etwas anderes ist es, was eine Ordnung in sie hineinbringt" scheint der Text dann eine analytische Intention anzukündigen ("Ordnung").

Nach dem Tempuswechsel ("vollzog"; "geschah") wird nun erzählt, was offenbar als Grund und zentrale Voraussetzung des Textes anzusehen ist: Die Wahrnehmungssituation des Beobachters erlaubt es nicht mehr, das Phänomen "Möwen" unter der Sigle dieses Begriffs überhaupt noch zu verstehen. Die "Möwenvölker" sind "so ganz verschieden, daß der Name Möwen von ihnen abfiel". Der Name verliert seine Allgemeinheitsfähigkeit, weil die sich dem Betrachter darstellende Differenz der "Möwenvölker" so groß ist, daß sie nicht durch Hinzufügung von Attributen abgefangen werden kann, was eine Fortsetzung des impressionistischen Verfahrens bedeutet hätte. Das Nomen hört auf, einheitsstiftender Begriff zu sein, die "Möwen" zerfallen in "linke" und "rechte" "Vögel". Links und rechts, östlich und westlich bleiben bis zum Schluß des Textes begrifflich und sinnlich stabil; eine Einsicht, die diejenige Interpretation verdrängen muß, welche gerade auf der Metaphorizität von "links" und "rechts" abhebt, indem sie darin politische Etikettierungen erblickt. Gerhard Kurz hat die Interpretation dieses Textes als eine Allegorie auf zwei politische Systeme vorgeführt.<sup>5</sup> Kurz erwähnt auch, daß es in diesem Text unter anderem um die Problematik von Zeichen, Bezeichnung und Zeichentheorie gehe, aber er irritiert seine um Homogenität bemühte Interpretation nicht an diesen Beobachtungen, die er streckenweise zu ihrem Gegenteil funktionalisiert: "Ausdrücklich wird schließlich gesagt, daß mit den Möwen etwas gesagt wird: 'nichts sprach zu mir'."<sup>6</sup> Das 'Abfallen' des Namens "Möwen" interpretiert Kurz in der Weise, daß sich der Aspekt der "Völker" in den Vordergrund schiebe, wogegen einzuwenden wäre, daß der nächste Satz schon wieder von "linken Vögeln" spricht - und nicht etwa von linken Völkern. Der Umstand, daß "der Name Möwen" von den Möwen abfällt, soll hier nicht deren Charakter als etwas anderes, ihre allegorische Funktion hervorheben, sondern er bildet einen sprachbewußten Ausgangspunkt des Textes, der das nominalistisch Allgemeine, von dem er erzählen will, die "Möwen", zunächst einmal verwirft. Der Name fällt von den "Möwen" ab, weil die östlichen und die westlichen Vögel nicht mehr in diesem

---

<sup>4</sup> Ebd. S. 385f.

<sup>5</sup> Gerhard Kurz: "Die Opposition östlich-westlich, Unke-rechte ist so auffallend, daß man als Leser nicht umhin kommt, an die politische Bedeutung von links und rechts, östlich und westlich zu denken." (Metapher, Allegorie, Symbol. Göttingen 1982. S. 29) Ein Interpret ist nicht immer gut beraten, wenn er sich an den auffälligsten Bedeutungen orientiert.

<sup>6</sup> Ebd.



Namen vereinbar sind, und deren Verschiedenheit resultiert aus dem Standort des Subjekts ("kraft des Platzes, den ich so beherrschend, so einsam in der Mitte des Achterdecks mir aus Schwermütigkeit gewählt hatte"). Die im Text dargelegte Anordnung, in die sogar die Fahrtrichtung des Schiffes einbezogen wird, mit dem betrachtenden und empfindenden Subjekt in der exakten Mitte zwischen den beiden Seiten eines Phänomens gibt aber gleichwohl Verständnisprobleme auf. Worin unterscheiden sich die westlichen und östlichen Möwen?

Von den westlichen Möwen wird im Text nicht gesagt, ob der Betrachter sie nur schlecht oder undeutlich erkennen kann, etwa, weil ihn die untergehende Sonne blenden würde. Offenbar bilden die westlichen, die rechten Vögel<sup>7</sup> keine Textur in dem Maße wie die östlichen, denn es heißt ja über den Westen: "nichts sprach zu mir". Dennoch muß davon ausgegangen werden, daß der Betrachter die Möwen im Westen wahrnehmen kann, denn ohne dies hätte er die Empfindung der Unähnlichkeit zu den östlichen Möwen gar nicht erst konstituieren können.

Dem Betrachter bieten sich zunächst drei Erscheinungsweisen dessen an, wofür er den Namen "Möwen" kennt. Der Eindeutigkeit der einzelnen Möwe auf der Mastspitze, die dort wie präpariert den Besitz des Namens symbolisiert, der von je verschiedenen Tieren gefüllt werden kann ("Eine andere kommt"), stehen gegenüber die Diffusität oder Sprachlosigkeit der Möwen im Westen und ihre lesbare, aber "unsägliche" Textur im Osten. Ostentativ verliert der Name "Möwen" in dem Moment seine Konturen, in dem der einzelne Vogel in seiner Eindeutigkeit die Mastspitze verlassen hat ("bis mit einem Male die Spitze leer bleibt").

Die Feststellung des Betrachters, daß im Westen "nichts" zu ihm sprach, kann nicht als Indiz für die Unerheblichkeit des Westens in seiner Reflexion gewertet werden, denn er gleitet immer wieder im Osten ab, um sich "stets von neuem bei den ändern zurückzufinden". Die Charakterisierung des Westens mit der Wendung "hier stand mir nichts mehr bevor" weist in die Zukunft, ebenso wie auch die "lesbare" Textur des Ostens in die Zukunft projiziert wird: "Links hatte noch alles sich zu enträtseln." Während die östlichen Möwen im Schein der Sonne noch aufblitzen ("blitzten mit jeder Wendung auf und unter") und eine zu interpretierende Deutung tragen, ist den westlichen Möwen das Licht, eine traditionelle Metapher für Erkenntnis, bereits genommen.

Schon in der Mantik, "die älteste und zugleich unzuverlässigste Gestalt der reflektierenden Hermeneutik",<sup>8</sup> gelten Vögel in der Vogelschau als Repräsentanten einer unsicheren Bedeutung, die der Interpretation bedürfen, um orakelfähig zu werden. Bei den Griechen hat 'Vogel' zum Namen für alle Vorzeichen überhaupt werden können.<sup>9</sup> "Oft ist der Vogelflug nur ein vorläufiger Wink, daß ein Schicksal im Anzuge sei".<sup>10</sup> Dieser Zusammenhang ist im Text für die östlichen Möwen in

---

<sup>7</sup> Die Interpretation entscheidet sich hier zu Zwecken einer vorübergehenden Sondierung, den Satz "Mit einem Male gab es zwei Möwenvölker, eines die östlichen, eines die westlichen, linke und rechte [...]" als Parallelismus zu lesen. Aber auch ein Chiasmus würde der Interpretation nicht widersprechen, denn es kommt wesentlich darauf an, daß hier ein Gegenüber von Verschiedenem etabliert wird, welches bis zum Ende des Textes keine Vermittlung erfährt.

<sup>8</sup> A. Müller: Artikel "Mantik". In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Basel/Stuttgart 1980. Sp. 749-751, hier Sp. 749.

<sup>9</sup> Jakob Burckhardt: Griechische Kulturgeschichte. Bd. 2. München 1977. (Nachdruck der Ausgabe Basel 1956-1957). S. 259.

<sup>10</sup> Ebd. Von rechts oder von links kommende Vögel haben in der griechischen Mythologie, aber auch im deutschen Aberglauben eine unterschiedliche Bedeutung. "Die Ansicht der Griechen, daß der von Rechts her kommende Vogel ein gutes, der von Links her ein böses Zeichen sei, hat ihren Ursprung in



Anschlag zu bringen: "Links hatte noch alles sich zu enträtseln, und mein Geschick hing an jedem Wink, rechts war es schon vorzeiten gewesen, und ein einziges stilles Winken."

Der Westen ist dem Osten in der Verfallsgeschichte von Bedeutung voraus. Hier blitzt keine Bedeutung mehr auf, die zukunftssträchtig wäre, nur ein stilles, sprachloses Winken ist als Substrat dessen übrig geblieben, was der Beobachter jetzt im Osten entdecken kann. Hier hängt sein Geschick, sein Schicksal noch an jedem Wink ('Wink des Schicksals'), und es könnte sich Bedeutung einstellen, sofern er nur das Schwingengeflecht, die Textur, zu interpretieren wüßte. Im Westen hat sich alles schon enträtselt, die Bedeutungen sind vergangene, es stehen keine Offenbarungen mehr aus.

"Möwen" funktionieren in diesem Text als Metapher für das Problem der Metapher selbst. Die "Möwen" sind gegenwärtig als Begriff, als Konvention der Sprache, aber auch als deren Intention, nämlich als Metapher. Das Problem des Interpretens, des Subjekts in diesem Text, besteht darin, daß sich mögliche Bedeutungen der Metapher (hier: der östlichen Möwen) entweder nur als Privatbedeutungen einstellen, sobald die begriffliche Seite der Metapher (hier: der westlichen Möwen) unterschlagen wird, daß aber andererseits die Gefahr besteht, die potentielle Bedeutung der Metapher wiederum nur zu fixieren und einzuschränken, sobald man sich auf die begriffliche Seite einläßt. Sobald der Interpret das Möwenhafte zu eliminieren versucht, indem er mit seinem Blick dem Zug der östlichen Möwen folgt, trübt sich seine Erkenntnisfähigkeit zur privaten, schon verdunkelten Assoziation: "So ganz ergriff er mich, daß ich mir selber, schwarz vom Erlittenen [...] aus der Ferne zurückkam." Sobald er vom Osten abgeleitet, um im Westen die Konvention der Sprache zu vergegenwärtigen, bemerkt er deren Sprachlosigkeit und konstituiert aufs neue die Empfindung der Unähnlichkeit zwischen östlichen und westlichen Möwen. Im Bewußtsein des Interpretens vermischen sich Differenz und Indifferenz der Möwenvölker; er kann die Phänomene weder klar voneinander scheiden, da sie ja zusammengehören, noch kann er sie als Einheit denken, weil sie der Empfindung verschieden sind. Dieser Eindruck manifestiert sich im Text als Melancholie: "Herz bleischwer"; "voller Beklemmung"; "Schwermütigkeit". Am Ende empfindet der Betrachter sich nur noch als "Schwelle", die keine Synthese bedeutet, sondern nur einen Balanceakt. Es überqueren "unnennbare Boten" die "Schwelle" in beide Richtungen ("tauschten"), in welcher Formulierung sich der gescheiterte

---

der Art der Beobachtung des Vogelflugs; denn der Vogelschauer wandte sich mit dem Gesichte nach Norden, um nach dem Olympe, dem Sitze des Zeus, zu schauen, so daß ihm rechts der Osten, Links der Westen war, der Osten war aber als Seite des Lichtes die glückliche, der Westen als Seite der Nacht und des Hades die unglückliche Richtung." (Johann Baptista Friedreich: Die Symbolik und Mythologie der Natur. Wiesbaden 1972. [Nachdruck der Ausgabe Würzburg 1859], S. 370). Siehe auch das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hrsg. unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hanns Bächtold-Stäubli. Bd. 8. Berlin/Leipzig 1936/37. Sp. 1673: "[...] z.B. der rechtsfliegende ist gewöhnlich ein Glückszeichen". Gegen die Annahme, daß der Text mit diesen traditionellen Bedeutungen von linken und rechten Vögeln operiert, spricht einmal der Umstand, daß das Schiff nach Süden fährt, aber aber auch generell die intermittierende Funktion der linken und rechten Vögel ("Widerspiel"). In seiner Konzeption bedient sich der Text aber der mythologisch vorvermittelten, schwankenden Wertsphäre des Vogelbildes, wie es beispielsweise auch die expressionistische Lyrik, insbesondere Trakls, getan hat. Siehe dazu: Christine Cosentino: Tierbilder in der Lyrik des Expressionismus. Bonn 1972. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik-, und Literaturwissenschaft. Bd. 119), zur Vogelflug-Mantik bei Trakl insbesondere S. 48-55.



Vermittlungsversuch andeutet. Die metaphorische und die begriffliche Seite des Phänomens können nur mittels "unnennbarer Boten", also im Medium eines Paradoxes noch korrespondieren.

Während metaphorisches Vorgehen immer auf Identität von etwas zielt, was in der Konvention der Sprache, rein nominalistisch nichtidentisch ist, versucht dieser Text gerade das Umgekehrte, insofern er die Nichtidentität von etwas eröffnen will, das nominalistisch gerade identisch ist. Die Spaltung der "Möwen" funktioniert aber nicht, denn das Differentielle zwischen den "Möwenvölkern" bedeutet auch immer schon das Vermittelnde, und es entsteht daher kein Drittes als Allgemeines, weil es keine Metapher der Unähnlichkeit mit sich selbst geben kann.

Die Betrachtung der östlichen Möwen im Sinne einer mantischen Vogelschau hätte von einer allgemeinen Bedeutung der Vögel völlig zu abstrahieren. Die besondere Bedeutung, die sich einstellen könnte, wäre nur privat ("mein Geschick"). Die möglichen Bedeutungen der Metapher verlieren ihre Allgemeinheitsfähigkeit, sofern man die Metapher nur als bloßes Gegenüber zur begrifflichen Seite der Sprache versteht; daraus resultiert sogleich auch der Verlust der Sagbarkeit der Metapher, wie er sich hier im Verlust des Materiellen der Sprache andeutet: "*lautlose* Flügelschar". Im "Widerspiel" der Privatbedeutung zur reinen Konvention der Sprache entsteht kein Drittes als Allgemeines, und Identität des Nichtidentischen wird gerade nicht in der Metapher, sondern eben nur im Begriff erreicht, der nur scheinbar von den "Möwen" abfällt. Die Vögel behalten ihr Einheitsmoment in der ursprünglichen Identität, was schon daran evident wird, daß der von links nach rechts und wieder zurückschweifende Blick des Betrachters ständig wieder verknüpft, was in seiner Empfindung verschieden ist und seiner Reflexion als unvereinbar erscheint. Der Widerstand der Identität verhindert das Zustandekommen der Privatbedeutung; eine mantische Bedeutung der Vögel stellt sich nicht ein, weil der Interpret sich nicht völlig von ihrer semantischen Bedeutung lösen kann. Der Widerstand der Nichtidentität verhindert sprachbewußte Synthese; solange es dem Betrachter, lax gesprochen, nicht gelingt, wieder eine Möwe auf die Mastspitze zu bekommen, kann er unter Verzicht auf die Namensqualität der Wörter keine allgemeinheitsfähige Metapher denken. Das Bewußtsein findet so keine Vermittlung zwischen den fixierten, rein konventionellen Bedeutungen der "Möwen" und ihrer völligen metaphorischen Auflösung zu einer "unabsehbaren Folge von Zeichen". Die Darstellung erreicht so nur "Widerspiel", nicht aber "Vermählung". Wie diese metaphorisch erzeugt werden kann, soll die Interpretation eines weiteren Denkbildes zeigen.

### III.

Unter den heute unter dem Gemeinschaftstitel "Denkbilder" versammelten Texten Walter Benjamins befinden sich -ebenso wie der Zyklus "Nordische See" -auch die beiden Zyklen "Kurze Schatten" I und II. "Kurze Schatten" ist ursprünglich eine autonomer kleiner Text mit dem Charakter einer Maxime, jedoch veröffentlicht Benjamin im November 1929 unter diesem Titel eine Reihe von "Denkbildern" in der "Neuen Schweizer Rundschau", worin dieser Text ebenfalls enthalten ist. Im Februar 1933 veröffentlicht Benjamin, diesmal in der "Kölnischen Zeitung", eine ganz andere Folge von "Denkbildern" wiederum unter diesem Titel. Auch in diesen Zyklus wurde

der Text "Kurze Schatten" aufgenommen,<sup>11</sup> Ähnlich wie die Vorbemerkung aus dem Zyklus "Nordische See" hat auch die Maxime "Kurze Schatten" für die beiden Zyklen gleichen Titels eine exponierte Bedeutung. Insofern Benjamin es vereinbar fand, zweimal je völlig verschiedene Ensembles von Texten unter diesem Titel und mit diesem Text zu veröffentlichen, kann man ihm durchaus eine bestimmte Leitfunktion für die Intention der "Denkbilder" zusprechen. Er lautet:

Kurze Schatten. Wenn es gegen Mittag geht, sind die Schatten nur noch die schwarzen, scharfen Ränder am Fuß der Dinge und in Bereitschaft, lautlos, unversehens, in ihren Bau, in ihr Geheimnis sich zurückzuziehen. Dann ist, in ihrer gedrängten, geduckten Fülle, die Stunde Zarathustras gekommen, des Denkers im "Lebensmittag", im "Sommergarten". Denn die Erkenntnis umreißt wie die Sonne auf der Höhe ihrer Bahn die Dinge am strengsten.<sup>12</sup>

Auf dieses emphatische Exaktheitspostulat hin muß auch das "Denkbild" "Der Baum und die Sprache" aus diesem Zyklus bezogen werden. Die Forderung, die Dinge "am strengsten" zu "umreißen", ist die nach poetischer Exaktheit, welche sich gerade im Gleichnis erweisen muß. Benjamin rekurriert hier auf Nietzsche, was übrigens auch Robert Musil ungefähr zur gleichen Zeit tat, als er sein Postulat nach 'phantastischer Genauigkeit' erhob. Die Wendung von der "gedrängten Fülle" zielt hier schon auf die Intention des Gleichnisses, die Dinge, auf ihr Wesen beschränkt und dennoch in ihrer Mehrdeutigkeit belassen, ganz zu sagen.

Der Baum und die Sprache. Ich stieg eine Böschung hinan und legte mich unter einen Baum. Der Baum war eine Pappel oder eine Erle. Warum ich seine Gattung nicht behalten habe? Weil, während ich ins Laubwerk sah und seiner Bewegung folgte, mit einmal in mir die Sprache dergestalt von ihm ergriffen wurde, daß sie augenblicklich die uralte Vermählung mit dem Baum in meinem Beisein noch einmal vollzog. Die Äste und mit ihnen auch der Wipfel wogen sich erwägend oder bogen sich ablehnend; die Zweige zeigten sich zuneigend oder hochfahrend; das Laub sträubte sich gegen einen rauhen Luftzug, erschauerte vor ihm oder kam ihm entgegen; der Stamm verfügte über seinen guten Grund, auf dem er fußte; und ein Blatt warf seinen Schatten auf das andre. Ein leiser Wind spielte zur Hochzeit auf und trug alsbald die schnell entsprossenen Kinder dieses Betts als Bilderrede unter alle Welt.<sup>13</sup>

Der Grund, warum er die "Gattung" nicht behalten hat, ist bereits das eminent Sprachliche am Baum selbst. Das Subjekt des Textes wird nicht von der besonderen Gattung, beispielsweise einer "Pappel" affiziert, sondern vom Allgemeinen des Phänomens, von seinem Begriff. Das 'Ich' hat nicht etwa in der Anschauung des Besonderen (einer "Pappel") das Prinzip des Allgemeinen (der "Sprache") entdeckt, sondern es findet den vermeintlichen 'Bildspender' schon als sprachlich vermittelten Begriff vor. Um was also geht es bei der im nächsten Satz angesprochenen "Vermählung", die sich "augenblicklich" vollzieht, aber doch schon als eine "uralte"

---

<sup>11</sup> Siehe zu diesem Komplex die Anmerkungen des Herausgebers in Benjamin: Gesammelte Schriften. Bd. 4, a.a.O. S. 993-996 u. 1006f.

<sup>12</sup> Walter Benjamin: Kurze Schatten II. Ebd. S. 425-428, hier S. 428. 172

<sup>13</sup> Ebd. S. 425f.



eingeführt wird? Geht es um die Vermählung zweier Begriffe im Gleichnis, um die Vermählung zwischen Wort und Sache oder um die zwischen Denken und Poesie?<sup>14</sup> Subjekt des nächsten Satzes ist die Sprache selbst: "in mir die Sprache dergestalt von ihm ergriffen wurde, daß sie augenblicklich die uralte Vermählung mit dem Baum in meinem Beisein noch einmal vollzog". Die Sprache erscheint gleichermaßen aktivisch wie passivisch, sie 'wird ergriffen', aber sie 'vollzieht' auch; allerdings wird der Sprache die Macht des Vollzugs nur in einem Konsekutivsatz zugesprochen, nur, insofern sie "dergestalt ergriffen wurde". Das 'Ich' scheint der Vermählung von Baum und Sprache nur als Zuschauer beizuwohnen, jedoch in bedingender Weise. Die Konjunktion "während" ("während ich ins Laubwerk sah und seiner Bewegung folgte") ist gleichermaßen temporal wie adversativ aufzufassen, so daß die Zeit der Wahrnehmung zwar als Bedingung für die Vermählung, die Wahrnehmung selbst aber als das andere gegenüber ihr erscheint. Im 'Ich' wurde die Sprache vom Baum ergriffen, während es ins Laubwerk sah, aber diese vollzieht die Vermählung, während das 'Ich' nur der Bewegung folgt. In der Koinzidenz von adversativer und temporaler Bestimmung erfaßt der Text die Dialektik von Macht und Ohnmacht des Subjekts als eines Sprechenden gegenüber den sprachlich vermittelten Dingen. Jenseits des Subjekts, das als empirisches derweil ins Laubwerk schauen kann, sind Sprache und Baum schon identisch, aber dennoch bleibt das Subjekt Bedingung dieser Vermählung. Was hier diskursiv nur als Paradox angedeutet werden kann, ist im Sprechen des Textes Synthese.

Die "Sprache" wird durch den "Baum" von ihrer eigenen Gleichnishaftigkeit "ergriffen"; sie bemerkt die Ähnlichkeit ihrer Abstraktionen mit den Konkretionen des Baumes und erinnert "noch einmal" poetisch die "uralte Vermählung" von Wort und Sache, linguistisch gesprochen: von Bezeichnetem und Bezeichnendem. Allerdings stehen sich Wort und Sache in der Auffassung dieses Textes nicht als Angehörige verschiedener Bereiche (Wirklichkeit / Medium) gegenüber. Das Bezeichnete (Baum) ist hier mehr als die Sache, denn es hat selbst schon Sprache, und das Bezeichnende ist mehr als ein Zeichen, denn es ist die Sprache der Sache selbst. Die "Vermählung" ereignet sich auf gleicher Ebene, denn sowohl "Baum" als auch "Sprache" sind für uns sprachlich vermittelte Phänomene. Man kann also nicht "die Sprache" mit etwas anderem ins Gleichnis setzen, denn das Vermögen der Gleichnishaftigkeit ist der Sprache selbst wesenhaft. Dennoch muß "Sprache" Sprechen von etwas und muß "Baum" Sprache sein; diese beiden Einsichten vermählt der Text zu einem Gleichnis auf die Gleichnishaftigkeit von Sprache.

Um aber ganz deutlich zu machen, was den Text von einem konventionellen Gleichnis unterscheidet, muß zunächst noch einmal zurückgegangen werden. Es

---

<sup>14</sup> Auf die Vermählung von Denken und Poesie, welche die von "Baum" und "Sprache" erst ermögliche, weist in diesem Zusammenhang Helmut Arntzen hin (Kurze Prosa von Lichten-berg bis Bloch. In: H.A., Zur Sprache kommen. Studien zur Literatur- und Sprachreflexion, zur deutschen Literatur und zum öffentlichen Sprachgebrauch. Münster 1983. [Literatur als Sprache. Bd. 4]. S. 314-327, hier S. 327). Siehe erweiternd: Ulrich Erckenbrecht: Sprachdenken. Philosophische Anregungen. 2. Aufl. Göttingen 1984. Erckenbrecht erblickt in diesem Denkbild Benjamins einen neuerlichen Beweis für dessen sprachmystisches Denken einerseits und für dessen auratisches Verständnis der Dinge andererseits (S. 32f.). Der Sprachbegriff Benjamins kann an dieser Stelle nicht diskutiert werden, allerdings mag die Interpretation zeigen, wie unzutreffend uns der Terminus 'Sprachmystik' für diesen Text erscheint. Generell stellt sich der Verdacht ein, daß 'Sprachmystik' - ähnlich wie der Terminus 'hermetisch' bei moderner Lyrik - häufig als Signal der Erledigung funktioniert, um weitere Interpretationen in den Bereich des Spirituellen zu verweisen und damit zu tabuisieren.

ist nicht unwichtig, daß Benjamin gerade den "Baum" wählte, um ein Gleichnis auf die Sprache zu geben, denn der "Baum" hat traditionelle metaphorische Qualitäten zumindest für zwei Momente von "Sprache", nämlich für deren Charakter als System und Geschichte. Der "Baum" ist als Metapher für "Sprache" ebenso historisch vermittelt, wie es die "Vögel" als Metapher für eine unsichere und nur private Bedeutung waren. Allerdings kann leicht übersehen werden, daß der "Baum" (als Sache) immer nur für Momente an Sprache Metapher sein kann, weshalb seine metaphorischen Qualitäten hier kurz angedeutet werden sollen.

Die zweidimensionale Erscheinung des Baumes ist als Schaubild oder Flußdiagramm in die Darstellung systematischer Zusammenhänge eingegangen. Arbor porphyriana, porphyrischer Baum ist in der Philosophie eine Bezeichnung für die Darstellung der "Verhältnisse der Über- und Unterordnung von Gattungen und Arten".<sup>15</sup> Auch der Systemcharakter von Sprache, ihre Grammatik, und auch die Beziehungen der Sprachen untereinander wurden mit dem Aufbau des Baumes verglichen und kamen in seinem Bild zur Darstellung,<sup>16</sup> wobei das Analogieprinzip in der Verzweigungen und Verästelungen, also in zunehmender Differenzierung bestand. Die Linguistik bedient sich häufig solcher graphischer Schaubilder des Baumes, beispielsweise bei der Darstellung von Nebensätzen unterschiedlicher Grade.

Nimmt man die Wurzeln des Baumes hinzu, so bekommt er metaphorische Qualitäten für die Geschichtlichkeit der Sprache. Die Wurzeln repräsentieren die unter der Oberfläche der Betrachtung wirksame etymologische Herkunft der Wörter, die Krone mit ihrem Wachstum und je veränderlichen Blütenstand deutet auf das dynamische Prinzip der Sprache. Insofern der Baum eine Metapher für Geschichte schlechthin ist,<sup>17</sup> muß er es natürlicherweise auch für die Geschichtlichkeit von Sprache sein, wovon unser etymologisches Vokabular bereits Zeugnis ablegt ('Sprachwurzel'; 'Wortstamm'; 'Bedeutungsweig').

In dieser Weise als Metapher auf ein Moment von "Sprache" gelesen, funktioniert der "Baum" heute nur noch im weitesten Sinne als rhetorisches Mittel. Er 'spendet' sein 'Bild' zu Zwecken der Illustration für die in eines ihrer Momente objektiviert gedachte 'Sprache', wobei aber weder die Sprachlichkeit des 'Bildes' noch die Bildlichkeit der

---

<sup>15</sup> H.M. Baumgartner: Artikel "Arbor porphyriana". In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 1. Hrsg. von Joachim Ritter. Basel/Stuttgart 1971. Sp. 493f., hier Sp. 493.

<sup>16</sup> Das Bild des Baumes ist in diesem Zusammenhang so kommun, daß stellvertretend nur in zwei Zitaten der Bogen von einer Barock-Grammatik zu einem die Linguistik fundierenden Text geschlagen werden soll. "Ein jedes standfestes Gebäu beruhet auf seinen unbeweglichen wolbepfalten Gründen: Also einer jeglichen Sprache Kunstgebräu bestehet gründlich in ihren uhrsprunglichen natürlichen Stammwörteren: welche als stets saftvolle Wurzeln den ganzen Sprachbaum durchfeuchten/dessen Sprösslein/Ast- und Aderreiche Zweige in schönster Reinligkeit/steter Gewisheit und unergründlicher Mannigfaltigkeit/reumiglich und hoch ausbreiten lassen. Nach dem auch eine Sprache an solchen Stammwörteren kräftig und Wurzelreich ist/ kan sie auch schöne, herzliche und vielfältige Früchte geben [...]" (Justus Georg Schottelius: Ausführliche Arbeit Von der Teuschen HauptSprache (1663). Hrsg. von Wolfgang Hecht. 1. Teil. Tübingen 1967. [Deutsche Neudrucke. Reihe Barock. Bd. 11]. S. 50). Ferdinand de Saussure über das Verhältnis der Dialekte zur Hochsprache: "Sie bilden tatsächlich einen besonderen Zweig am gemeinsamen Stamm." (Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Hrsg. von Charles Bally und Albert Sechehaye. 2. Aufl., mit neuem Register und einem Nachwort von Peter von Polenz. Berlin 1967. S. 254).

<sup>17</sup> Siehe dazu Alexander Demandt: Metaphern für Geschichte. Sprachbilder und Gleichnisse im historisch-politischen Denken. München 1978. S. 107-109. Demandt weist darauf hin, daß sich für die Geschichte die historischen und systematischen Bildwerte des Baumes überschneiden; so sei der Baum durchgängig auch als Ordnungsmodell für Geschichte anzutreffen.

'Sprache' bedacht wird. Der Text interessiert sich nicht für den "Baum" als 'Bildspender', sondern für den "Baum" als Sprache.<sup>18</sup>

Wie wird über den Baum gesprochen? "Die Äste und mit ihnen auch der Wipfel wogen sich erwägend oder bogen sich ablehnend; die Zweige zeigten sich zuneigend oder hochfahrend; das Laub sträubte sich gegen einen rauhen Luftzug, erschauerte vor ihm oder kam ihm entgegen; der Stamm verfügte über seinen guten Grund, auf dem er fußte; und ein Blatt warf seinen Schatten auf das andre." Es scheint hier zunächst eine Anthropomorphisierung vorzuliegen, denn die "Äste" und der "Wipfel" werden so dargestellt, als könnten sie etwas 'erwägen' oder als könnten sie sich 'ablehnend', 'zuneigend' oder 'hochfahrend' zeigen. Allerdings entkräftet der Text den Anthropomorphismus sofort wieder, denn das Sprechen über die scheinbaren menschlichen Gesten des Baumes befindet sich in äußerster etymologischer Nähe zum Sprechen über die vermeintlich 'tatsächlichen' Bewegungen des Baumes: 'wiegen' - 'wägen'; 'lehnen' - 'ablehnen'; 'neigen' - 'zuneigen'. Durch diesen Umstand wird der enge semantische Zusammenhang zwischen dem vermeintlich metaphorischen Sprechen ("erwägend"; "ablehnend") und dem vermeintlich unmetaphorischen Sprechen ("wogen"; "bogen") sinnlich und begrifflich hervorgehoben.

Die Darstellung zwingt zu der Einsicht, daß ihr Sprechen über den "Baum" gleichermaßen metaphorisch wie konkret, also poetisch exakt ist. Die Bedeutungen der Worte lassen sich realisieren, ohne daß Bedeutungsaspekte herausfallen müßten, weil sie keine Funktion für den Text haben. Der "Wipfel" hat tatsächlich - und nicht nur in der Anthropomorphisierung -, die Windstöße 'erwägend', sich zu 'wiegen' oder sich 'ablehnend' zu 'biegen', je nach dem, ob er die durch den Wind verursachten Stöße auspendeln kann oder ihnen seine Spannkraft entgegensetzen muß. "Zweige" können ihre Früchte 'zuneigend' darbieten oder 'hochfahrend' verweigern. Das letzte Beispiel zeigt besonders deutlich, wie unscharf die Trennung zwischen konventioneller und metaphorischer Rede sein kann. Die konventionelle Bedeutung von "hochfahrend" ist die petrifizierte Metapher; wenn man das Wort benutzt, 'meint' man in der Regel 'arrogant'. Insofern das Wort hier auf einen sinnlich wahrnehmbaren Vorgang rekurriert, dem es sogar abgewonnen sein könnte, wird das Konkrete des vermeintliche Abstrakten (Arroganz) augenfällig.

Es gibt in diesem Text keine Hierarchisierungen zwischen Spezifischem und Allgemeinem; beide erweisen sich sprachlich als immer schon Interdependentes, das

---

<sup>18</sup> Siehe dazu Dieter Bachmann: *Essay und Essayismus*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1969. S. 107. Siehe dort auch die Interpretation des Denkbildes "Der Baum und die Sprache", S. 105-107. Mit Blick auf die Genesis und Johann Georg Hamann gewinnt der Baum weitere anthropologische Funktionen. Nicht als Bild-, sondern als Erkenntnisspender funktioniert der Baum in der Genesis (III, 6f.): "VND das Weib schawet an/das von dem Bawm gut zu essen were/[...]/weil er klug mechte/Vnd nam von der Frucht/vnd ass/vnd gab jrem Man auch da von/vnd er ass. Da wurden jr beider Augen auffgethan/und wurden gewar/das sie nacket waren [...]" (D. Martin Luther: *Die gantze Heilige Schrift Deudsch*. Wittenberg 1545. Darmstadt 1972. S. 29). Diese Erkenntnis, "das sie nacket waren", ist aber eine in Sprache, und schon Johann Georg Hamann hat diese Passage dahingehend interpretiert, daß dem Menschen von dem Augenblick an Sprache gegeben war, in dem ihn "die Erkenntniß des Guten und Bösen Schaam gelehrt hatte" (*Aestetica in nuce*. In: J.G.H., *Schriften zur Sprache*. Einleitung und Anmerkungen von Josef Simon. Frankfurt a.M. 1967. [Theorie. Bd. 1]. S. 105-127, hier S. 108). Der Baum ist als 'Baum der Erkenntnis' also durchaus auch als Symbol für die Partizipation des Menschen an Sprache anzusehen. Siehe als Beispiele von literarischen Bearbeitungen dieses Themas Karl Gutzkow: *Vom Baum der Erkenntniß*. Denksprüche. Stuttgart 1868; Ernst Jünger: *Der Baum*. (In: E.J., *Sämtliche Werke*. Abt. II. Bd. 12: *Essays IV*. Fassungen I. Stuttgart 1979. S. 289-303, insbes. S. 292f.).



auseinander hervorgegangen oder aufeinander bezogen ist ("ein Blatt warf seinen Schatten auf das andre"). Sämtliche Wortbedeutungen werden vom Text funktionalisiert und stehen nicht quer gegen seine Intention. Die Worte werden in ihre metaphorische Bedeutung restituiert, aber gleichzeitig wird ihre Verfügbarkeit im Sinne eines rhetorischen Metaphernverständnisses kritisiert. Wer nun an einen Anthropomorphismus denkt, wenn ein Wort wie 'Zuneigung' auf eine Sache angewendet wird, unterschlägt die Gleichnishaftigkeit der Sprache zugunsten einer bloß instrumentellen Metaphorik.

Zudem ist die Reflexivität der Bewegungen zu berücksichtigen: "zeigten sich zuneigend", aber auch: "wogen sich erwägend". Die "Äste" und die "Wipfel" "wogen" sich nicht nur im Wind, sondern auch in ihrer Selbstgewißheit; die "Zweige" kommen gar in einem Akt der Selbstdarstellung zur Sprache, indem sie in Sprache zur Mimese ihrer selbst fähig sind ("zeigten sich"). Die Dinge haben sich in der Sprache selbst erkannt ("sich erwägend") und geben sich selbst als diese zu erkennen ("zeigten sich"). Das Bewegende, der Wind, man könnte behaupten: die Subjektivität dieses Textes, bleibt mächtige Bedingung dieses Vorgangs, aber ohnmächtiger Zuschauer einer immer schon vollzogenen Einheit des Dings mit seiner Sprache. Die Identität der "Äste" und "Zweige" mit sich selbst resultiert aus einem Akt prä-subjektiver Selbsterkenntnis in Sprache und prä-subjektiver Selbstdarstellung durch Sprache. Der "Wind" der Subjektivität weht nur "leise" in diesem Text, er "spielte zur Hochzeit auf", aber ist weder Braut noch Bräutigam. Was als Auratisches der Dinge oder als Mystisches der Sprache bei Benjamin oftmals bezeichnet und konstatiert wurde, läßt sich in diesem Text als metaphorisch präzises Sprechen verfolgen: Die Geborgenheit und Selbstgewißheit der Dinge in ihrer Sprache ist Sprachgeschichte und von der Subjektivität nicht antastbar, - wohl aber zu bewegen und in dieser Bewegung zu vergegenwärtigen. So stellt sich Identität her nicht etwa zwischen dem "Baum" und der "Sprache", sondern zwischen dem "Baum" und dem Sprechen über ihn, wobei diese Identität nicht sprachmystisch behauptet,<sup>19</sup> sondern poetisch erinnert wird. Die erzeugte Identität läßt das Allgemeine des Baumes als Konkretes erscheinen, sie reflektiert sich selbst in ihrem Gewordensein ("uralte Vermählung") wie in ihrer Gegenwärtigkeit ("augenblicklich vollzog"). Die "Vermählung" kann in diesem Text als sinnbildliche Hochzeit gegenwärtig werden, denn die "Kinder" des "Betts" von "Baum" und "Sprache" erscheinen als die "entsprossenen", also als die metaphorisch wie konkret dem Baum entstammenden. Material wie ideal *ist* das Sprechen der Baum und das Baumhafte das Besondere des Textes.

#### IV.

Beide Texte wurden nicht ansatzweise erschöpfend und nur im Hinblick auf das Problem von Identität und Nichtidentität in der Metapher interpretiert. So wäre zum Beispiel erweiternd zu fragen, inwieweit sich der Text "Möwen" auf eine

---

<sup>19</sup> Ergänzend sei hier auf die diskursive Fundierung der Sprachtheorie Benjamins verwiesen, wie sie sich programmatisch in seiner Schrift "Über die Sprache überhaupt und die Sprache des Menschen" findet (in: W.B., Gesammelte Schriften. Bd. 2. Hrsg. von Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M. 1977. S. 140-157). Benjamin bezieht sich dort in seiner Argumentation sowohl auf die Genesis wie auch auf Johann Georg Hamann (vgl. unsere Anm. 19).

emblematische Intention verpflichten ließe,<sup>20</sup> worauf schon Benjamins Übernahme der im Barock und bei Herder gebräuchlichen Übersetzung von 'Emblem' als 'Denkbild' hinzudeuten scheint, aber auch, inwieweit denn der Text "Der Baum und die Sprache" als Idylle zu lesen wäre, um nur zwei Aspekte zu nennen.

Die "Möwen" bedeuteten ihre Mantik und Semantik zugleich, aber unvereinbar, so daß keine Identität des Nichtidentischen entstand, wohl aber im Begriff der "Möwen" Voraussetzung war. Die Nichtidentität der "Möwen" mit sich selbst erreichte keine Identität in der Metapher, die Transformationen zwischen dem begrifflich Invarianten und dem metaphorisch Varianten desselben kamen nicht zur Ruhe. Die Metapher "Möwen" ergab so keine Identität des Nichtidentischen als Bedeutung, wohl aber wurde sie Funktion der Darstellung dieses Problems.

Der Darstellung des Textes "Der Baum und die Sprache" zufolge wird das, was die Metapher im Sinne des Satzes 'Eine Metapher ist die Identität des Nichtidentischen' erst zu leisten hätte, prinzipiell schon von jedem Sprechen geleistet, weil jedes Sprechen metaphorisch ist. Nur ein solches Sprechen, das seine natürliche Metaphorizität nicht bemerkt oder zu verdrängen versucht, fällt in den unnatürlichen Zustand der Nichtidentität mit seinem Gegenstand zurück. In der Konsequenz des Textes wäre unser Ausgangssatz zu variieren: 'Intentional metaphorisches Sprechen ist die Identität von Sprechen und Gegenstand des Sprechens'. Die Nichtidentität wäre in diesem Fall schon durch die Sprachgeschichte selbst überbrückt worden; die in ihr angelegten Intentionen zu bedenken, hieße intentional metaphorisch zu sprechen.

In diesem Sinne wäre das Natürliche des Sprechens, die metaphorische Identität mit seinem Gegenstand, im Text "Der Baum und die Sprache" als ein "Gegenstand der Freude" gezeigt, "indem sie", die Einheit, "als wirklich vorgestellt" wird (Schiller).<sup>21</sup> Das "Wohlgefallen" an der Natur der Sprache wird "herrschende Empfindung", während deren Kunstfertigkeit (Rhetorik) machtlos bleibt.<sup>22</sup> Heute, unter der Dominanz eines permanent entfremdeten Sprechens, in dem jene natürliche Einheit nicht nur verloren ist, sondern kaum noch erinnert wird, ist es möglich geworden, ein geglücktes metaphorisches Sprechen schon als Idylle zu lesen.

---

<sup>20</sup> Vgl. dazu Burkhard Spinnen: *Schriftbilder. Studien zu einer Geschichte emblematischer Kurzprosa*. Münster 1991. (Literatur als Sprache. Bd. 9). Die Arbeit fußt auf Benjamins Ausführungen zu *Emblematik und Allegorie* und behandelt u.a. seine Kurzprosa der "Einbahnstraße".

<sup>21</sup> Friedrich Schiller: *Über naive und sentimentalische Dichtung*. In: F. Seh., *Sämtliche Werke*. Bd. 5: *Erzählungen, Theoretische Schriften*. Hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göp-fert. 6. Aufl. München 1980. S. 694-780, hier S. 728. In der Anmerkung zu dieser Passage führt Schiller aus, daß die Entgegensetzung von Natur und Kunst, Ideal und Wirklichkeit nicht ausdrücklich vorgeführt zu werden brauche, weil nämlich, sofern der Dichter "das Gemälde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideals rein und unverdorben vor unsere Augen" stellt, "jener Gegensatz doch in seinem Herzen" ist und auch "ohne seinen Willen in jedem Pinselstrich verraten" würde (S. 728f.). Der Unterschied gegen die Wirklichkeit des täglichen Sprechens kann im Ideal des Textes "Der Baum und die Sprache" um so deutlicher empfunden werden, weil die seit Schiller erheblich gesteigerte Massivität eines reduzierten Sprachgebrauchs gerade an sprachbewußten Texten ex negativo mithallt.

<sup>22</sup> Ebd.